

seit Jahrhunderten fast unverändert geblieben. Während sonst unser Bewußtsein sehr weit und veränderlich geworden ist, sehen wir noch mit kaum glaublicher pedantischer Gewissenhaftigkeit den einfachen Bisthaum „id“, der an sich nicht zusammengehört, als einander 3 genannte einfache Konsonanten unseres Alphabets, aus 3 Buchstaben zusammen, die häufigsten Buchstabenverbindungen, z. B. Einungen wie ung, die für uns Sprachbewußtsein durchaus eine Einheit — eine logenante Gestaltigkeit der wissenschaftlichen Psychologie — bilden, haben wir ebenso gewissenhaft aus unzähligen Strichen, „ung“ z. B. aus wenigstens 13 Strichen, künstlich auf 3, das vielleicht historischer Keipheit, Achtung vor der Heiligkeit des Schriftgutes oder philologische Feinlichkeit nicht die Rede sein. Es ist reiner Kopf, reine Besonnenheit im Sinn des Fausts, das täglich denselben Weg zur Weide geht, sei er auch noch so unbequem und unfröhlich.

Und wieviel Zeit verlieren wir alle bei diesen zopfartigen Schreibern! Wie oft gehen — wenigstens bei manchem — die besten Gedanken verloren, weil das Schreiben dem Denken so langsam nachhinkt. Es läßt sich leicht ausrechnen, daß durch einige wenige Vereinfachungen und Verkürzungen, wie ich sie unten anführen werde, unser Zeitschaubild bei dem Schreiben um etwa ein Viertel verkürzt werden kann. Statt 4 Stunden habe ich nur 3 Stunden zu schreiben. Etwas stark ausgedrückt: für denjenigen, der viel schreiben muß, verlängert sich das Leben, d. h. die Auswertung des Lebens, um ein Drittel.

Die modernen europäischen Kulturkristallen sind in dieser Beziehung sogar gegenüber einzelnen älteren und einzelnen orientalischen Sprachen rückständig. Das griechische Zeichen für ps, das arabische Zeilen für sich, gehen uns Beispiele für solche Schriftvereinfachungen, die vielleicht in einzelnen nicht zweckmäßig sind, aber doch auf einem durchaus richtigen Grundgedanken beruhen. Unser Buchstabenzeichen für z und für z ist ja in analoger Weise entstanden. Wir ersetzen hieraus zugleich, daß solche Vereinfachungen und Zusammenfassungen dem Geist der natürlichen Schriftentwicklung durchaus entsprechen.

Aber auch den einzelnen Buchstaben setzen wir, zumal in der deutschen Schrift, mit einer unglücklichen Hartnäckigkeit aus komplizierten Strichen zusammen. Bei dem Keinen deutschen d fragieren wir erst heraus, dann herunter, dann wieder hoch hinauf, fügen eine Schleife an und legen schließlich vollständig das. Das sind alles absolut unnötige Zeiterluste. Zur Unterscheidung von anderen Buchstaben genügt die einfache Schleife im Niveau der gewöhnlichen Striche der anderen Buchstaben. Das i fügen wir aus 3 Strichen und einem Punkt zusammen. Dabei legen wir zweimal an. Es würde vollständig genügen, wenn ich die drei Striche weglassen und über dem vorausgehenden Buchstaben einen Punkt mache. Genügt genügt für das u die u-Schleife über dem vorausgehenden Buchstaben. Die arabische Schrift, die im übrigen aus viele schwere Mängel darstellt, zeigt uns in dieser Beziehung bereits den richtigen Weg.

Von der Gesamtentwicklung des Volkes ist eine solche Schriftreform nicht zu erwarten. Dazu ist die Schrift — im Gegensatz zur Sprache — viel zu sehr Kunstprodukt. Es wird also die Initiative von einzelnen, namentlich von Gelehrten, ausgehen müssen. Als ein erster Schritt wäre etwa folgendes vorzuschlagen:

1. das deutsche d wird auf eine Schleife beschränkt, die im Niveau der gewöhnlichen Buchstaben liegt,
2. i und u werden durch Punkt bzw. u-Schleife angegeben. (siehe oben),
3. be wird durch einen schrägen Strich oberhalb, ge durch einen schrägen Strich unterhalb der Niveaulinie angegeben. (hjo. j).

„Rein!“ wiber sprach Tante Lene leidenschaftlich, „ich habe ihn dem Herrn verlobt! Er muß Theologe werden! Zum mindesten Superintendent!“

Man fragte die verwitwete Frau Dautat Schaner. Die wollte es sich mit keinem aus der reichen Verwandtschaft verderben und meinte daher, sie werde sich dem Beschlusse der Mehrheit fügen. Aber Mehrheit war keine da. So fragte man denn die Mutter.

Frau Gacile Aman wurde daraufhin glühend rot. Das kam daher, daß sie sich auf einer alten Lieblingsidee erkappte, die sie natürlich nicht zu äußern wagte. Doch immer schwärmte sie in Gedanken für den Moritimer ihrer Jugendträume, den ersten Helden und Liebhaber am Stadttheater zu Benzlau Stillfried Käbel. Ihr Stillfried war ihm ganz ähnlich, im Wesen wenigstens. Ob er nicht gleichfalls hätte ein genialer Bühnenkünstler werden können?

Mit einem Seufzer unterdrückte sie den romantischen Wunsch und meinte nur: „Stillfried soll selbst entscheiden.“ Es blieb mithin, da Tobias Funke infolge der Blauheit seiner Ansichten nicht in Frage kam, nur noch die Stimme des Kandidaten übrig.

Aber der jette Reinhold Knebel war ein Schlammfisch. Gewohnt, seinen Vorteil darin zu finden, daß er aller recht gab, machte er den Vorschlag, Herr Stillfried Aman möge es doch getroßt nachsinnen mit einer jeden der vier Fakultäten versuchen, um dann am Ende bei der zu verharren, die seinem Talent und seiner Neigung am meisten entspreche.

„Sich einen den geliebten Hund,“ wieherte Tobias Funke, „so kann er bis an das Ende seiner Tage hier den Haushofmeister spielen! Jetzt getriebe hat ihn ja schon! Ich glanze, jetzt kriegt er noch magere!“

„Beschämten Sie ihn nicht,“ rief Tante Ottilie für den zu Unrecht des Egoismus Verdächtigten ein. „Der Vorschlag, finde ich, ist sehr erwägenswert. Man soll seinen Geist möglichst universell bilden und ihm die Tendenz in die Breite und Breite geben! Das ist meine Meinung!“

4. en wird durch einen horizontalen Strich angegeben,

5. er durch einen nach unten, u durch einen nach oben, ung durch einen nach links offenen Bogen.

6. ich durch ein kleines deutsches i, das oben eine dem Keinen deutschen i entlehnte Schleife trägt.

Der Hauptanstoß wird natürlich zunächst über die entsprechende Umgestaltung seiner gewohnten und geliebten Schriftbilder erwidern und entkräften sein. Aber sollen wir wirklich alle auf unabsehbare Zeiten aus dieser Schriftlosigkeit und Neugierigkeit freisetzen? Die Gewöhnung erfolgt übrigens sehr rasch, Schreiben und Entkräftung legen sich bald.

Auf der Schule würde selbstverständlich die Schrift zuerst gerade so wie bisher gelehrt werden und erst von einem bestimmten Schuljahr ab, z. B. vom vierten, würden wenigstens auf höheren Schulen, die Vereinfachungen ausdrücklich fakultativ einzuführen sein, selbstverständlich auch für Reinschriften. Für den Druck können die Vereinfachungen für absehbare Zeit überhaupt nicht in Betracht, da die Herstellung neuer Lettern jetzt aus pekuniären Gründen ausgeschlossen ist. Auch würde sie selbstverständlich erst dann zulässig sein, wenn die neuen Zeichen sich völlig eingebürgert haben. In späterer Zeit wird allerdings gerade aus der Druckschrift aus solchen Reformen große Vorteile ziehen können, insofern der Umfang unserer Bücher und Zeitungen und Zeitungen und damit auch unserer unheimlich anschwellenden Bibliotheken verkleinert wird.

Aber ich höre den Einwand: „Wir haben doch die Stenographie! Da leitet ihr geradezu das Wasser ab!“ Der Einwand ist falsch. Die Stenographie ist sehr nützlich und verdient jede Förderung, aber sie ist für die Allgemeinheit zu kompliziert und zu weitgehend. Der Fortschritt, den die Stenographie darbietet, braucht nicht die ewige Nützlichkeit der alltäglichen Schrift zu motivieren.

Und der ästhetische Eindruck? Manche unserer Buchstaben mögen, abgesehen von der Gewöhnung, auch einen ästhetischen Wert haben, man kann sich aber leicht überzeugen, daß ein solcher mindestens in demselben Maß auch den neuen Zeichen zukommt.

Die praktische Verwirklichung denke ich mir weniger durch Regierungsverordnungen als durch allmähliche Eingliederung in mehr und mehr sich erweiternden Kreisen zunächst der Gebildeten. Dabei wird sich auch erweisen, ob die oben vorgeschlagenen, von mir persönlich größtenteils schon jahrelang mit großem Erfolg an Zeiterparnis durchgeführte Maßnahmen durch noch zweckmäßigere ergänzt werden können. Es wird aber gar sein, zunächst nicht an den einzelnen Zeichen zu kriteln, sondern das Prinzip veranschaulicht mit den vorgeschlagenen durchzuführen.

Wesentlich verschieden verhält sich die Weiterbildung der Sprache. Sie fällt in viel höherem Maße der Entwicklung im Gesamtvolke zu. Eine Beeinflussung durch Einzelne ist nur in sehr beschränktem Umfang, z. B. bei der Einführung neuer wissenschaftlicher oder technischer Ausdrücke möglich. Und doch möchte ich glauben, daß innerhalb gewisser Grenzen auch außerhalb der wissenschaftlichen, technischen usw. Terminologie eine zweckmäßige künstliche Weiterbildung unserer Sprache nicht völlig ausgeschlossen ist, und will dies wenigstens an einem Beispiel erläutern. Wir gebrauchen unser Wort „oder“ in sehr verschiedenem Sinn, und zwar vor allem in zwei Hauptbedeutungen. Bald führt es einen neuen Begriff ein, der zu dem vorausgehenden in ausschließendem Gegensatz steht (Beispiel: Krieg oder Frieden), bald führt es einen Begriff oder einen Terminus ein, der mit dem vorausgehenden in irgend einer Beziehung oder in irgend welchem Umfang sich bezieht, z. B. synonym ist (Beispiel: Die Frau von Messina oder die seltene Brüder). Ein wesentlicher Unterschied in der Sägigkeit der beiden Bedeutungen besteht nicht. Da die

Tobias Funke zuckte mit den Schultern. „Meinetwegen! Den Zimt hat der Junge ja!“

„Aber,“ bestimmte Herr Gregorius Aman, „dann soll er mit der Jurisprudenz den Anfang machen! Darauf bestehet ich!“

Wenn ein Student der beiden Rechte kein Knabe mehr ist, dann ist eine Jungfrau, die die achtzehn überschritten hat, erst recht kein Knabchen mehr. Denn Jungfrauen reifen bedeutend rascher als Jünglinge. Nur halten sie sich in manchen Fällen nicht lang.

Was die Haltbarkeit anbelangt, so gehörte Anguste Knebel freilich zu einer Sorte, die so leicht nicht verdirbt. Und das war, weil bei einem Mädchen, das so hübsch ist, wie sie es war, schon viel feiner.

Solchen Schlangen und doch voll und fest Gewandenen, denen das Temperament wie in Gestalt von tausend kleinen Teufeln aus den Augen spricht, bleiben in Berlin Anstellungen wahrhaftig nicht eripart. Sie treten in den mannigfaltigen Formen an sie heran, in Form eines jener unwiderstehlichen, englisch gestrickten Schnurbärts, an denen ein jeder junger Kavallerist befestigt ist, oder auch in Form eines mehrzifferigen Scherks, mit dem ein mehr jeder als junger Kavallerist unzerstörtlich verbunden ist, der nur noch ganz wenige Haare an dem Säbel hat, weil er bei früheren Gelegenheiten schon so viele Haare hat lassen müssen.

Allein Güte wachte, was sie sich schuldig war. Schmerzbüße und Gedts, so fast sie auch sein mochten, ließen sie gleichermaßen kalt. Sie waren für sie höchstens die vollkommenen Veranlassung, wütend zu lachen.

Die Meinung, die Emil Knebel über diesen Punkt hatte, pflegte er eben so kurz wie drastisch im folgenden Satz zusammenzufassen: „Mädchen, wenn ich wüßte, — ich schlage dir tot“, woraus die ein vieles müde Mutter ein jedes Mal entsetzt brach: „Emil, wofür sie dich gläubst! Unsere Justiz! Du sollst dir schämen!“

„Ach nein, die Knebeln wachte nur zu gut, daß sie für die Tugend ihrer Tochter rufte die Hand ins Feuer

Sprache den Denkinhalt möglichst eindeutig ausdrücken soll, ist dieser zweideutige Wortgebrauch offenbar ungewünscht. Bei konkreten mehrdeutigen Wörtern sind solche Homonymien meistens nicht fähernd (Sohn, Find), hingegen können sie bei Wörtern wie „oder“, die zum Ausdruck logischer Beziehungen dienen, größeren Nachteil stiften. Durch Vorausschickung eines „entweder“ vor dem ersten Begriff könnte die Zweideutigkeit allerdings beseitigt werden, aber nur auf Kosten der Kürze des Ausdrucks. Auch referiert der Sprachgebrauch die Gegenüberstellung: entweder — oder für besonders scharfe Gegenfälle; wir bräken aus, daß wir Gewicht auf die Auswahl zwischen den beiden Begriffen legen. Andere Sprachen haben denn in der Tat auch verschiedene Wörter für die beiden Bedeutungen uneres „oder“. Ich erinnere an den Unterchied zwischen auf und bei im Lateinischen, wenn gleich dieser im Spätklassik etwas verwischt worden ist. Sollte es nun ganz unmöglich sein, das, was dort die natürliche Sprachentwicklung gelehrt hat und was also offenbar auf dem Weg einer natürlichen Sprachentwicklung liegt, künstlich in unsere Sprache einzuführen? also z. B. für das „oder“ in der zweiten Bedeutung „or“ (antiquen an das englische Wort) zu verwenden? Natürlich kommt sich hiergegen noch mehr als gegen eine Schriftreform der Geist der Gewöhnung und des Jappes an. Es fragt sich aber doch, ob nicht eine wesentliche logische Weiterentwicklung der Sprache uns für den Begriff auf eine Gewöhnung anstößigen könnte. Man denke nur, daß auch die Weiterentwicklung des menschlichen Denkens in hohem Maße an solche Fortentwicklungen der Sprache gebunden ist. Allerdings ist es mir sehr fraglich — im Gegensatz zu den vorausgegangenen Schriftvorschlägen —, ob die künstliche Einführung eines solchen neuen Wortes in die Sprache gelingen wird. Hierzu wäre zunächst eine Verhängung auf Verlehtentongestellen notwendig, und bei dem vorhergehenden Charakter derselben ist mir das Zustandekommen einer solchen äußerst zweifelhaft. Andererseits wäre es ein äußerst interessantes sprach- und volkpsychologisches Experiment, wenn wir feststellen könnten, ob eine solche Neueinführung eines Wortes, das nicht der wissenschaftlichen, technischen usw. Terminologie angehört, möglich ist oder nicht. Ich möchte daher trotz aller Skepsis auch auf diesen zweiten Vorschlag „or“ nicht absolut verzichten.

Literatur.

Otto Kerschbaum. Der Zusammenbruch der Österreichisch-ungarischen Weltmacht im Herbst 1918. Verlag T. H. Schömann, München.

Vier Jahre in russischen Ketten. Eigene Erlebnisse von Helene Hoerschelmann. Verlag S. F. Schömann, München.

Erinnerungsblätter deutscher Regimenter. Ausgabe aus den amtlichen Kreistagebüchern, herausgegeben unter Mitwirkung des Reichsarchivs. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O., 1921. Infanterieregiment Nr. 2. Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Reg. Nr. 3. — Artillerieregiment Nr. 2. 3. Preussisches Feldartillerieregiment Nr. 78.

Adolf Köber. Konten wir im Herbst 1918 weiterkämpfen? Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin S. 25.

Das deutsche Reich am Rhein. Verlag Wilhelm Köhler, Minden i. W.

Recht hat sich schon er aus der neuesten Jahrgang von Heftes Deutschem Mutterkuchen. Umfasst er doch 3 Bände! Das eigentliche Kalenbarium ist wieder geschmackvoll und dauerhaft gebunden, die beiden anderen Bände sind mit Wresfen von Musikern, Artisten und sonstigen für dieses Kunstgebiet wichtigen Können sowie Wresfen gefüllt. Diese 2 Bände sind stark und begeben gefest. Vor allen Dingen aber importieren sie durch die Vollständigkeit und Genauigkeit ihres mannigfachen Inhaltes.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,
Gr. Ulrichstraße 63,
Fernruf 4720 u. 1432.

legen konnte, denn ihr war bekannt, was ihrem Mann völlig unbekannt war: daß die Güte einer Schwur getan hatte, den Schwur unerbittlicher Treue! Solch ein Schwur bedarf die Tugend eines Mädchens viel besser als alle Ermahnungen der Eltern dies vermögen. Und deshalb hatte die Knebeln um ihre Güte auch gar keine Angst.

„Es ist wahr,“ fragte sie ihre Tochter, „hat der Herr Stillfried jetzt studieren?“

„Ja, Mutter, er studiert die Rechte.“

„Was kann er da noch werden?“

„Ach, sehr viel.“

„Und laßt er noch immer, dat er — —?“

„Freilich, Mutter! Er hat es erst gestern wieder gesagt! Und er hat mir auch sehr verriporden, daß es jetzt auch bald seine Eltern erfahren sollen!“

„Götte doch, Juste, — id habe Angst!“

„Güte trachte, Juste, gar nicht. Du weißt ja nicht, wie lieb er mich hat! Er würde er Steine Köpfen, sagt er, che er von mir liebt.“

Die Knebeln lächelte nachsichtig, denn was es mit dem Steinewerfen auf sich hatte, darüber wachte sie Bescheid. Es war schon schwer genug, mit dem Blättern so viel zu verdienen, daß man eine erwachsene Tochter schon bezahlen konnte. Man mußte schon sehr fleißig Seine Köpfen, um nur so viel zu verdienen, was Güte, die schon langman ihre Ausstattung zusammenstellte, allein an Leibwache brauchte.

„Id floube et noch ja nicht, dat Herr Stillfried wahrhaftig ein Jurist wird,“ zweifelte die Knebeln. „So ein reicher Mann hat et doch nicht nötig, sich uns Gerichte zu jegen und sich mit die Leute herumzuführen.“

„Das will er auch gar nicht,“ belehrte sie ihre Tochter, „er studiert nur zu seinem Vergnügen.“

„Ach nee!“

„Ja, Mutter. Zu seinem Vergnügen und damit noch drei Jahre vergehen. Wenn er großjährig ist, dann bekommt er mich.“

(Herzogsberg fort.)